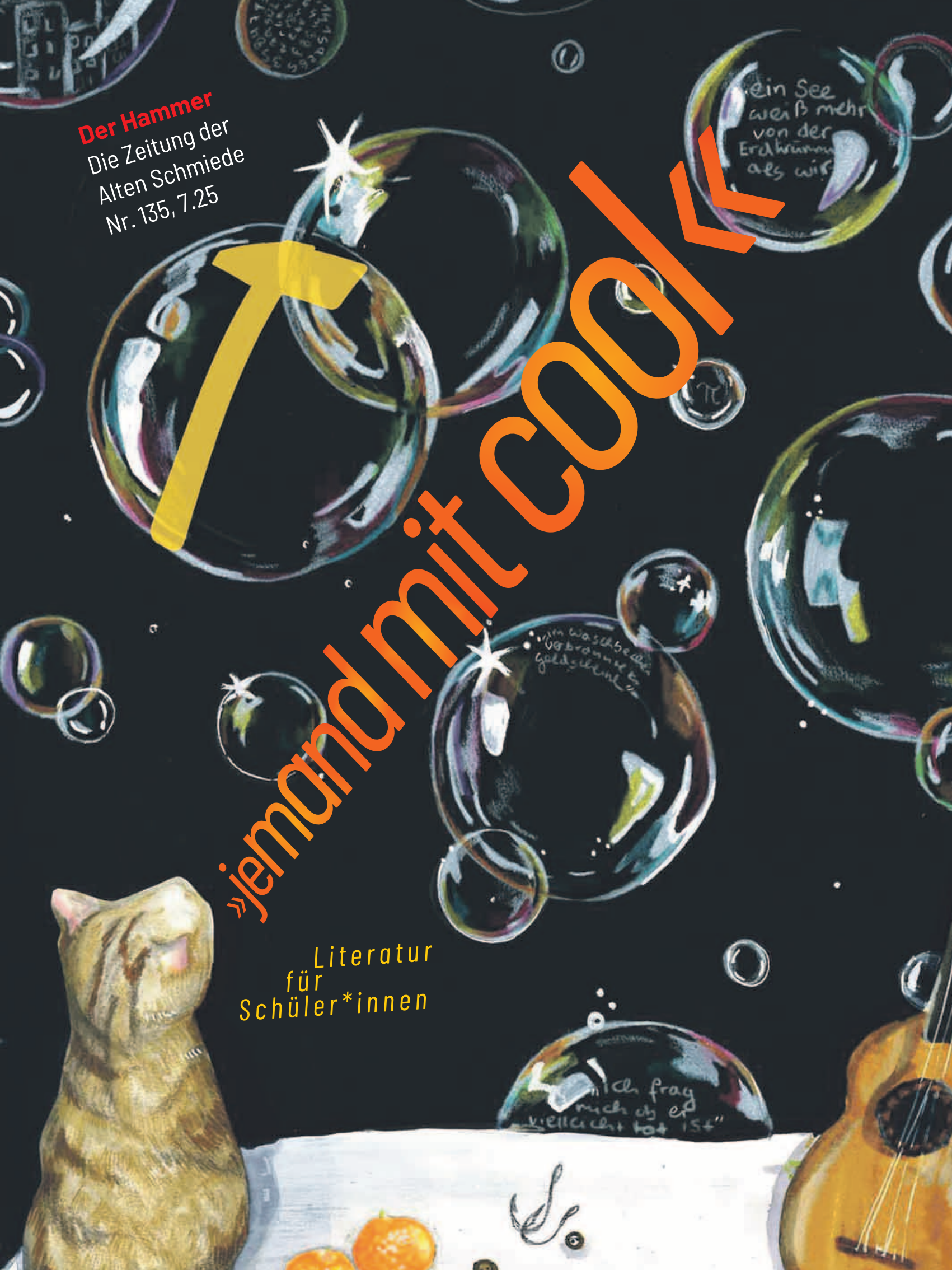


Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 135, 7.25

»jemand mit COOL«

Literatur
für
Schüler*innen





EDITORIAL

Wie erweckt man eine Romanfigur zum Leben? Ist Literatur politisch? Wie kommt das Motiv ins Gedicht?

Fragen wie diesen geht die Veranstaltungsreihe *Literatur für Schüler*innen* nach, die seit 1991 Teil des Programms der Alten Schmiede ist: An vier bis fünf Nachmittagen pro Jahr sprechen Schüler*innen mit Autor*innen über deren aktuelle Bücher. Im Schulunterricht findet die vorbereitende Lektüre statt, in den Veranstaltungen steht das Gespräch zwischen Schüler*innen und Autor*innen im Fokus – es geht um die Bücher selbst, um das Schreiben von Literatur oder darum, was es bedeutet, Autor*in zu sein. Die Schüler*innen führen nicht nur das Gespräch, sondern bestimmen auch das Programm wesentlich mit: Ausgehend von einer Vorschlagsliste entscheiden sie über die Bücher, die im jeweiligen Jahr besprochen werden. Ziel der Vorschlagsliste ist es, den Schüler*innen ein möglichst breites Spektrum an Zugängen zu Sprache und Literatur vorzustellen. Bei den Veranstaltungen sind die Schüler*innen in der Regel bestens mit den Werken der Autor*innen vertraut und liefern viele wohlüberlegte Diskussionsanregungen. Die Beteiligten schätzen die konzentrierte Atmosphäre und die Gespräche auf Augenhöhe.

Die Lesungen des Schuljahres 2024/25 standen im Zeichen der literarischen Kurzformen: Schüler*innen aus fünf Schulen sprachen mit Michael Hammerschmid über seinen Lyrikband *was keiner kapiert* (illustriert v. B. Hoffmann, Jungbrunnen, 2024), dem auch das Zitat im Titel dieser *Hammer*-Ausgabe entstammt, mit Cornelia Hülbauer über den episodischen Roman *oft manchmal nie* (Residenz, 2023), mit Barbi Marković über den Erzählband *Minihorror* (Residenz, 2023) und mit Clemens J. Setz über die Erzählungen *Der Trost runder Dinge* (Suhrkamp, 2020).

Der *Hammer* stellt Auszüge aus den Gesprächen vor und zeigt eine Auswahl der kreativen Arbeiten von Schüler*innen, die in Auseinandersetzung mit den vier Büchern entstanden sind.

Lena Brandauer

Folgende Schulgruppen haben 2024/25 teilgenommen:

G19, Klassenleitung: Isabel Coll; Sir Karl Popper Schule, Klassenleitung: Barbara Mayerhofer-Sebera; GRG19, Klassenleitung: Christa Mitterlehner; BRG14, Klassenleitung: Martina Partilla; Gymnasium St. Ursula, Klassenleitung: Johanna Schmidt.

Die Bildbeiträge:

Cover/S. #1: Spiegelbunt: © Christina Lier (6. Klasse), S. #6: ikki, rikki, und kikki, der Angelhaken (zur Erzählung »Die Frau«). © Réka Papp (8. Klasse); beide GRG 19, Wahlpflichtfach Deutsch bei Christa Mitterlehner.

Ein Beruf, in dem man alles darf

Gespräch zwischen Michael Hammerschmid und Schüler*innen zum Gedichtband *was keiner kapiert* (Jungbrunnen Verlag, 2024)

Wie sind Sie dazu gekommen, Autor zu werden?

Den Wunsch hatte ich tatsächlich schon als kleines Kind. Das ist interessant, weil man, wenn man auf sich als kleines Kind schaut, sich ja eigentlich eine fremde Person ist. Man fragt sich, wer man damals war und was man wollte. Vielleicht schreibe ich Kindergedichte, um das herauszufinden.

Hat Ihnen das Germanistikstudium dabei geholfen, Schriftsteller zu werden?

Ich glaube, früher hätte ich das verneint, aber in den letzten Jahren denke ich doch, dass es so ist. Ich schreibe ja nicht nur Lyrik, sondern analysiere sie auch und moderiere Veranstaltungen zu dem Thema. Und in allen Bereichen macht es mir Spaß, mich mit den Nuancen von Sprache und Literatur zu befassen. Zu fragen: Was ist das Spezielle an einem Text? Warum gefällt er mir? Warum gefällt er mir nicht? Wenn man all diese Fragen hat und sich damit auseinandersetzt, dann nützt einem das auch für das Schreiben. Dass sich das genaue Hinsehen lohnt, habe ich im Germanistikstudium gelernt.

Jugendliche sind keine häufige Zielgruppe für Gedichtbände, oder?

Das stimmt. Es gibt nur ganz wenige Autor*innen, die Gedichte für Jugendliche schreiben. Mein Ansatz ist allerdings, dass Kinder- und Jugendgedichte auch Erwachsenengedichte sind. Wenn ein Gedicht nicht auch für Erwachsene interessant ist, dann ist es sehr wahrscheinlich kein so gutes Gedicht. Natürlich ist es umgekehrt ein wenig komplexer. Nicht jedes Erwachsenengedicht ist ein Kindergedicht. Aber es gibt großartige Gedichte von Heinrich Heine bis Ernst Jandl, die für Erwachsene geschrieben wurden, für Kinder aber ebenso lesbar sind.

Wie gelingt es Ihnen, sich ins Jugendalter hineinzuversetzen?

Ich versetze mich nicht hinein. In dem Moment, in dem ich schreibe, spielt die Unterscheidung zwischen den Lebensaltern gar keine Rolle und ich bin ganz auf die Spracharbeit konzentriert.

Anfangs, als ich meinen ersten Gedichtband für Erwachsene geschrieben habe, wusste ich noch gar nicht, dass ich Gedichte für junge Menschen schreibe, und doch ist es im Rückblick deutlich erkennbar. Ich denke, ich stehe beim Schreiben permanent auf dieser Schwelle, wo alles zusammenkommt.

Warum verwenden Sie in vielen Gedichten keine Satzzeichen, die das Lesen vereinfachen würden?

Das ist eine gute Beobachtung. Ich glaube, wenn man mit wenigen Satzzeichen arbeitet, wie ich es tue, dann bekommen die einzelnen Worte einen anderen Raum, eine andere Aufmerksamkeit.

Die Beistrichsetzung ist eigentlich ein tolles Mittel, um die Rede zu strukturieren und im Vortrag Raum zum Atmen zu geben. Im 17. Jahrhundert war das alles aber noch nicht so reguliert. Es war viel freier. Ich glaube, ich habe als Autor eine Affinität zur Freiheit.

Allerdings ist es so auch schwieriger zu lesen. Es hat also seinen Preis. Aber ich finde es schön, wenn Texte ein bisschen weiter weg von der Norm sind. Das ist auch das Schöne am Schreiben: Es ist ein Beruf, in dem man alles darf. Aber das Alles-Dürfen braucht dann auch die dichterische Arbeit des Formens, Denkens, Gestaltens, Abwägens, also die Spracharbeit.

In vielen Gedichten haben Sie nur Kleinschreibung verwendet.

Das kommt aus einer bestimmten literarischen Tradition heraus: In der Nachkriegszeit gab es die Wiener Gruppe und deren Autoren schrieben alle klein. Da sind alle Buchstaben auf einer Ebene und auch die Häupter der Hauptwörter werden nicht mehr großgeschrieben. Alle Worte sind gleich –



gleich groß, gleich klein, gleichwertig. Diese Tradition ist interessant, also bin ich dabei geblieben.

In meinem Lyrikband gibt es aber auch einige Gedichte, die Barbara Hoffmann, die Illustratorin, mit der Hand und ganz in Großbuchstaben geschrieben hat. Das korrespondiert schön mit den anderen Gedichten. Es ist komplementär, aber auch hier sind alle Buchstaben gleichberechtigt.

Ich schreibe übrigens auch mit der Hand – in einem Notizbuch und nicht am Computer. Die Handschrift kommt einem noch näher, finde ich.

Ich möchte euch auch eine Frage stellen: Wie ist es euch beim Lesen gegangen? Fandet ihr es schräg? Und gibt es für euch einen Unterschied zwischen dem vorgetragenen und dem selbst im Stillen gelesenen Text?

Ich finde es ziemlich schräg: Die Wörter sind teilweise so einfach, es sind ganz normale Wörter, aber es ist trotzdem sehr schwierig zu lesen. Dafür, dass es eigentlich so einfach sein sollte, ist es für mich ziemlich anspruchsvoll gewesen.

Ja, das stimmt, das ist es. Auch wenn ich die Texte lese, ist es anspruchsvoll für mich, aber das laute Lesen ist hilfreich.

Wir haben uns gegenseitig laut vorgelesen, sind aber ziemlich oft ins Stocken geraten.

Ich glaube, wenn man es mehrmals liest, wird es leichter, dann fügen sich die Wortgruppen zueinander, die zusammengehören.

Ich finde den Gedichtband super und ich finde auch, dass man ein besseres Verständnis bekommt, wenn man laut liest. Ich lese es dann mit einem anderen Rhythmus. Leise habe ich die Tendenz, nicht stark rhythmisch zu lesen.

Ich fühle mich bei der Aufmachung des Buches an ein Skizzenbuch erinnert. Es wirkt wie mit Kugelschreiber gezeichnet und geschrieben.

Das ist eine spannende Anmerkung, denn wir hatten zuerst ein anderes Blau geplant. Bei diesem war aber meine Assoziation, dass es ein typisches Tintenblau wäre – wie in einem Schulheft. Und da dachte ich mir: Das kannst du nicht machen. Die Jugendlichen werden fertig sein. Die wollen wahrscheinlich keine Schulassoziationen haben. Und dann fand ich dieses andere Blau – ähnlich jenem des Künstlers Yves Klein – und das war anders, irgendwie tiefer. Wie ist es denn für dich?

Es ist angenehm. Es macht den Eindruck, als hätte jemand die Texte und Bilder einfach so skizziert.

Diese Assoziation gefällt mir gut. Die Gedichte haben ja teilweise auch diesen Gestus des Spontanen oder Dynamischen, insofern passt es.

Viele der Gedichte bekommen im Vortrag so einen eingehenden Rhythmus und klingen fast ein bisschen wie Rap.

Ja, genau. Ich bin natürlich kein Musiker, auch kein Rapper, aber es drängt mich dazu, Gedichte im Vortrag zu rhythmisieren. Es gibt einige, die abstrakter und stiller sind. Die wären dann eher mit einem leisen Singen oder Summen vergleichbar. Und andere, die einen fast körperlich packen. Das ist übrigens schön bei Kinder- und Jugendliryk, dass ich mich im Vortrag viel mehr bewege als sonst.

Wie halten Sie es eigentlich mit dem Reim? In der modernen Lyrik wird auf diesen oft verzichtet. In der Kinderlyrik ist es anders.

Ja, diese Spaltung ist interessant. In der Kinderlyrik wird wirklich nach wie vor sehr viel gereimt. In der Erwachsenenlyrik nur selten. Nicht in allen Sprachkulturen – im Russischen ist es zum Beispiel anders, aber in der deutschsprachigen Lyrik ist es geradezu verpönt, zu reimen. Wenn man aber genauer hinschaut, merkt man, dass selbst die experimentelle Lyrik auf den Gleichklang offenbar nicht verzichten kann.

Ich selbst versuche, dem Reim keine Sonderstellung zu geben, sondern das Thema über den Gleichklang zu denken. Denn am Gleichen und am

Ähnlichen kommt man in der Sprache nicht vorbei. Meine Texte sind oft eine Mischung: Immer wieder verwende ich Reimworte. Bei den liedhaften Texten habe ich sie zum Beispiel stark genutzt, aber auch hier sind es eher Binnenreime und Gleichklänge. Auf einen Endreim schreibe ich eigentlich nie hin, obwohl der natürlich am auffälligsten ist. Grundsätzlich macht es mir Spaß, der Erwachsenenliteratur als Kinder- und Jugendbuchautor ein bisschen die Nase zu drehen und zu sagen: Es geht doch. Reimen ist doch erlaubt.

Wie entwickeln sich die Ideen für Ihre Gedichte?

Das finde ich schwierig zu beantworten, weil eigentlich jedes Gedicht die Entwicklung einer Idee oder eines Gedankens ist. Die Grundvoraussetzung ist, dass alles tauglich ist für ein Gedicht. In jeder Nuance steckt die Möglichkeit, sie in Sprache zu übersetzen. Und warum dann gerade aus diesem oder jenem ein Gedicht wird, ist für mich auch rätselhaft. Ich gehe ja nicht systematisch vor.

Hatten Sie von Beginn an vor, einen Gedichtband zu schreiben oder hat sich das erst entwickelt?

Ich glaube, es ist einfach so, dass ich mit dieser Form am besten zurande komme, mit dieser Konzentration, die im Gedicht möglich und nötig ist. Das entspricht am ehesten meinem Temperament und kommt auch meinem Arbeitsmodus am meisten entgegen.

Ist Gedichteschreiben etwas völlig Spontanes oder kann man sich dazu auch zwingen?

Ja, ich kann. Da es meine Arbeit ist, ist es auch meine Aufgabe, mich dazu zu bringen, und ich kann nicht immer auf die Spontanität warten. Der Impuls, aus dem heraus man zu schreiben beginnt, ist schon spontan, zumindest fühlt er sich spontan an. Aber wenn man darüber nachdenkt, warum es zu diesem Moment gekommen ist, merkt man oft, dass diese Spontanität ohne einen Vorlauf eigentlich nicht hätte stattfinden können.

Das Thema, wie es zu einem Gedicht kommt, beschäftigt mich in letzter Zeit immer mehr. Manchmal beginnt man etwas zu schreiben und bemerkt, dass der ursprüngliche Plan nicht aufgeht. Man verwirft das Geschriebene wieder. Aber dann taucht es vielleicht später wieder auf – und auf einer anderen Ebene, mit einem anderen Zugang fügt es sich plötzlich zusammen.

Michael Hammerschmid, *1972. Gedichte, Lieder, Hörspiele, Essays. Gedichtbände (Auswahl): *Nester* (2014), *Schlaraffenbauch* (Illustriert von R. S. Berner, 2018), *wer als erster* (Illustriert von María José de Tellería, 2022), *stopptanzstill! Wiener Tier Figuren Gedichte* (2023), *was keiner kapiert* (2024), *wolkenschaum* (Illustriert von María José de Tellería, 2025).



Wie Erinnerung funktioniert ...

**Gespräch zwischen Cornelia Hülbauer und Schüler*innen
über die Prosa oft manchmal nie** (Residenz Verlag, 2023)

Was war der Schreibanlass für Ihr Buch?

Das für den Beginn zentrale Motiv war tatsächlich die Autowerkstatt in meinem Elternhaus, die irgendwann schließen musste und dann eine ganze Weile brachlag, in einer Art Dornröschenschlaf. Als sie schließlich doch nach und nach ausgeräumt wurde, wurde mir klar, dass die Welt, die mein Aufwachsen so geprägt hat, langsam verschwindet. Deshalb habe ich angefangen, das Schwindende erst mit Fotos zu dokumentieren und in einem weiteren Schritt sprachlich zu fassen – was mir dann als das tauglichere Mittel erschien. So sind die ersten Episoden entstanden.

Wieso haben Sie sich dazu entschieden, das Buch aus kurzen Prosasequenzen zusammenzustellen, anstatt einen klassischen Roman zu schreiben?

Weil ich damit nachvollziehbar machen wollte, wie Erinnerung eigentlich funktioniert. Diese läuft ja ebenfalls nicht in einer stringenten Erzählung ab, sondern in Erinnerungsblitzen und Bildern, die sich eher assoziativ-thematisch als chronologisch-kausal zusammenfügen.

Warum haben Sie sich für die Kinderperspektive entschieden?

Ich würde sagen, dass es keine ganz strenge Kinderperspektive ist, sondern ein Dazwischen: So, als würde ein erwachsenes Ich diesem kleinen Mädchen über die Schulter schauen. Man ist mittendrin und trotzdem gibt es eine Form von Distanz.

Sind einige der geschilderten Erinnerungen Ihre eigenen?

Das Buch ist stark an meine eigene Kindheit angelehnt. Ich habe mir aber gewisse Freiheiten in der Ausgestaltung genommen.

Haben Sie ein Tagebuch aus der Zeit, welches Sie zu Rate ziehen konnten?

Ich habe keine Aufzeichnungen von damals. Aber ich habe, als der Entschluss für das Buchprojekt gefallen war, gezielter nachgedacht und mir kam – als der Prozess erst einmal in Gang war – wie von selbst mehr und mehr wieder ins Gedächtnis. Die episodische Struktur der Texte war insofern ganz produktiv, als man diese immer wieder umstellen und Neuaneordnungen probieren konnte, wenn weiteres Material hinzukam.

Wie kam es zum Titel?

Aus der Kinderperspektive heraus ist es ja so, dass diese Erwachsenenwelt, in der man sich befindet, ziemlich überwältigend sein kann – faszinierend, aber manchmal auch recht verwirrend. Darauf reagiert man vielleicht mit Ordnungsprinzipien und eins davon kann sein, zu schauen, wie häufig etwas vorkommt. Deswegen dieses: *oft manchmal nie*.

Wieso ist im Buch alles klein geschrieben?

Ich habe dazu schon interessante Interpretationsansätze gehört, zum Beispiel, dass es mit der eben erwähnten Kinderperspektive zu tun haben könnte – also Kleinschreibung als Illustration der Position der Erzählerin. Das hatte ich aber gar nicht so im Sinn, sondern es hat vielleicht damit zu tun, dass ich aus der Lyrik komme, wo es recht verbreitet ist, klein zu schreiben. Ich habe es einfach beibehalten, weil es sich für mich natürlich angefühlt hat.

Was hat es mit den vielen Sprichwörtern im Text auf sich?

Das sind Sprichwörter, die ich aus meiner eigenen Kindheit mitgenommen habe. Zusammen mit dem Dialekt haben sie mich sprachlich stark geprägt. Ich komme aus keinem Umfeld des Geschichtenerzählens. Vielmehr haben soziales Bonding und auch die Weitergabe des – teilweise sehr traditionellen – Wertesystems stark über gewitzte Wortspielereien und Sprüche funk-

tioniert. Ich glaube, dass ich mich deswegen auch immer schon eher für Lyrik und kleinteiligere Formen der Sprache interessiere als für große Erzählungen.

Hat es einen bestimmten Grund, dass Sie immer »die« Mutter und »der« Vater geschrieben haben und nicht »mein« Vater, zum Beispiel?

Ja, ich wollte auf diese Art und Weise etwas Distanz schaffen und herausstreichen, dass es nicht so sehr um spezifische Personen geht, sondern ebenso sehr um die Rollen, die diese verkörpern – und dass individuelle Familiengeschichten gleichzeitig eine universellere Ebene haben.

Sie beschäftigen sich in dem Buch auch mit der Rolle der Frau und des Mädchens. Inwiefern sind Sie an diesem Thema interessiert?

Das ist für mich ein ziemlich omnipräsentes Thema. Ich glaube, als Frau in der Welt ist man damit immer auf die eine oder andere Weise konfrontiert. Dementsprechend käme es mir seltsam vor, es nicht zumindest implizit zu verhandeln – aber nicht auf aktivistische Weise, eher möchte ich Verhältnisse aufzeigen und die Leser*innen individuell bewerten lassen, wie sie sie einordnen.

Könnten Sie noch etwas zu den Fragesätzen sagen, die in den Text eingeflochten sind?

Sie sind kleine Irritationsmomente, die mir ziemlich wichtig waren, damit die erzählten Episoden nicht etwa ein gleichförmiges Idyll ergeben. Diese Einschübe sind ein wiederkehrendes subversives Element, mittels dem das Mädchen die Oberflächen der Schilderungen in Frage stellt.

Für welche Zielgruppe haben Sie das Buch geschrieben?

Das ist eine Frage, die ich mir aus dem Schreiben heraus eigentlich nicht stelle. Der Schreibimpuls beruht eher auf einer inneren Dringlichkeit. Aber darf ich die Rückfrage stellen, wie es euch mit dem Buch ging? Es blickt ja auf eine andere Zeit zurück und die Handlung ist am Land situiert. Kann man aus eurer Perspektive etwas damit anfangen, oder ist das einfach eine ganz andere Welt?

Ich finde, es ist schön zu lesen, aber eher fremd.

*Es gibt in den letzten Jahren einige österreichische Autor*innen, in deren Romanen das Aufwachsen in den 1990er Jahren verhandelt wird ...*

Ja, das stimmt und ich finde, dass die 1990er rückblickend eine sehr interessante Zeit sind. In ihr vollzog sich ein grundlegender Strukturwandel. Die Globalisierung hielt auch in ländlichen Gegenden Einzug. Die kleinen Familienbetriebe der Dörfer kamen plötzlich in Bedrängnis, die etablierte Infrastruktur wurde ausgehebelt.

Welche Rolle spielt der Katholizismus in dem Buch?

Katholische Tradition ist darin eher ein sozialer Faktor – Riten, die das Jahr strukturieren und durch welche man zusammenkommt. Es geht weniger um den Glauben an sich, sondern mehr darum, dass man mitmacht, weil alle mitmachen.

Für mich als Kind war es schwer auseinanderzuhalten, was davon im strengerem Sinn Religion ist und was Aberglaube und heidnische Gebräuche. Alles ist ineinandergefloßen in dieser Welt voller Regeln und Rätselhaftigkeiten.

In Wien ist der Dialekt nicht so präsent. Inwiefern würden Sie sagen, dass er Sie während Ihres Aufwachsens geprägt hat?

Es gab eine Parallelität vom Dialekt im Sprechen einerseits und der Sprache der Medien andererseits – verschiedene Varianten von Standardbeziehungswiese Hochsprache im passiven Sprachgebrauch. Diese seltsame Zweigleisigkeit ist mir erst später richtig deutlich geworden. Als ich zum Studieren nach Wien kam, erschien mir der Dialekt plötzlich ziemlich negativ markiert und ich versuchte, ihn zu verstecken oder loszuwerden. Erst nach und nach habe ich ihn als Ressource im Rahmen einer Art Mehrsprachigkeit begriffen.



Hatten Sie beim Schreiben des Buches eine bestimmte moralische oder ethische Botschaft im Kopf?

Eigentlich nicht. Ich glaube nicht, dass Literatur mit einfachen Botschaften als solche funktioniert, zumindest nicht jene, die mich interessiert.

Cornelia Hülbauer, *1982; Autorin, Sprachwissenschaftlerin. Zuletzt (u.a.): MAU OEH D (2018).

Meine erste Erinnerung

Kreativtext in Auseinandersetzung mit Cornelia Hülbauers oft manchmal nie

Anton Kimm (Gymnasium St. Ursula, 5. Klasse, Wortwerkstatt, Leitung: Johanna Schmidt)

Da stand ich nun, wusste nicht, was los war, denn ich verspürte nur ein einziges Gefühl: Freude.

Ein Jahr war es nun her, dass ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Damals, als ich drei Jahre alt war, verlor ich mit einem Schlag meinen besten Freund. Es hieß, er müsste nach Kärnten gehen, zu seinem Vater. Als ich ihn jetzt sah, nach einem Jahr, nahm ich nichts außer ihn wahr. Wie er da saß und mit den Autos spielte.

Es war, als wären alle anderen Geräusche unwichtig. Das Getratsche der Kinder, die umfallenden Holzblöcke, sogar die Worte der Betreuerin. Es roch nach Putzmittel, denn am Sonntag war immer Putztag. Auch wenn ich meine anderen Freunde begrüßte, wollte ich nur zu ihm. Vor einem Jahr war er das letzte Mal in die gelbe Gruppe gekommen und hatte sich verabschiedet. Dieses Jahr hatte sich sehr leer angefühlt, doch das war jetzt egal. Denn er war zurück in die gelbe Gruppe gekommen, die beste aller Gruppen. Zwischen den gelben Wänden war etwas Magisches passiert, ich hatte meinen besten Freund wieder. Mein Herz sprühte vor Glück. In mir breitete sich das Gefühl von Wärme und Seligkeit aus. Es war, als wäre ein lang verschollenes Stück meines Herzens zurückgekehrt.

Als ich ihn dann ansprach, und er sich zu mir umdrehte, war alles so wie früher und ich wusste, dass ich diesen Tag niemals vergessen würde.

Echtes Leben ist immer unlesbar

Gespräch zwischen Clemens J. Setz und Schüler*innen zum Erzählband *Der Trost runder Dinge* (Suhrkamp Verlag, 2019)

Wie läuft der Schreibprozess bei Ihnen ab?

Ich glaube, es gibt generell viele Mysterien rund um den Beruf des Schriftstellers. Zum Beispiel, wie viele Stunden am Tag man schreibt. Ich habe aus einem reinen Hobby einen Beruf gemacht und habe deshalb den Anreiz, das Schreiben tatsächlich auch professionell zu betreiben. Das heißt, dass man sich dem mehr Stunden als sonst widmet. Der Prozess ist aber eigentlich genau wie bei jeder anderen Imaginationsleistung. Ich habe eine Idee und möchte sie unbedingt erleben. Zum Beispiel hat man diese Idee von einem Klassenfoto, das plötzlich nicht gekauft wird, weil darauf ein Kind ist, das die Eltern irritiert. Unangenehme Idee, interessant. Ich möchte gerne wissen, wie es sich anfühlt, ein Elternteil zu sein. Genauso möchte ich wissen, wie es sich anfühlt, auf der anderen Seite zu stehen. Niemand kann

das für mich machen, also muss ich es mir selbst bauen. Ich möchte diesen Film also vor mir sehen und das kann ich nicht, indem ich ihn mir einfach still ausdenke. Ich sehe nur dann mit meiner ganzen Seele und mit allen Sinnen, wenn ich es aufschreibe. Ich habe keinerlei darüberhinausgehendes Anliegen. Ich möchte einfach der Wirklichkeit einer Geschichte, die ich mir ausgedacht habe, so ausgesetzt sein, wie man sonst nur in der Wirklichkeit Situationen ausgesetzt ist.

Ihre Geschichten handeln oft von einsamen und ungewöhnlichen Menschen. Warum interessieren Sie sich für solche Figuren?

Das kommt, glaube ich, davon, fast 40 Jahre lang kinderlos gelebt zu haben, oder zumindest als Erwachsener fast zwölf Jahre lang. Ich habe inzwischen eine kleine Tochter. Aber ich glaube, ich habe sehr lange darunter gelitten, dass ich keine Nachkommen habe und keine kleinen Kinder um mich. Es wäre genau das Richtige für mich gewesen, aber aus irgendeinem Grund kam es nicht dazu. Ich glaube, diese Totalverlassenheit, die ich als Erwachsener gespürt habe, unbegleitet durchs Leben zu gehen, egal wie sehr man sich ablenkt, egal auf welche Reisen man geht und welche coolen Dinge man macht und welche Partys, die haben in mir die einsamen Figuren entstehen lassen.

Wenn Sie über echte Begebenheiten schreiben, erdenken Sie dann noch Dinge hinzu, oder schreiben Sie es genau, wie es passiert ist?

Es hängt ganz von der Spielanlage ab, vom Genre. Ein Roman ist meine Fantasie. Er kann hunderte echte Dokumente enthalten, aber er bleibt meine Fantasie, und jeder, der ihn liest, weiß das. Dann gibt es zum Beispiel aber auch das Sachbuch, den Essay, den Aufsatz oder den journalistischen Artikel und da ist das Spiel wieder ein anderes.

Mein Buch *Monde vor der Landung* (Suhrkamp, 2023) über Peter Bender, der glaubt, wir leben in einer Kugel, hätte man auch als Biografie schreiben können. Aber etwas daran hat mich noch weiter hineingezogen in die Dinge, die mich selbst interessieren. Ich wollte die Figuren in Aktion erleben. Wenn das der Fall ist, muss es ein Roman werden oder ein Film. Dann sind die Dialoge imaginiert, die Situationen vorgestellt, die Wahrnehmungen sind letztendlich alle meine Wahrnehmung. Wenn der Protagonist mit einer Frau spricht und er flirtet mit ihr, muss ich das selbst erfinden. In einer Biografie würde ich schreiben: »Er war als sehr umtriebig, bekannt, besessen von erotischen Eroberungen und hatte viele Affären.« Das stimmt, das lässt sich anhand von Benders Briefen belegen. Ich habe den Text aber als Roman geschrieben und so wurde es Fiktion, genährt von echter Recherche und authentischen Dokumenten.

In einigen Geschichten im Erzählband kommen Personen vor, die in anderen Geschichten erneut auftauchen. War das Absicht?

Ja, das war Absicht. Ich habe viele kleine Verbindungsschläuche zwischen die Geschichten gelegt. Nicht übertrieben viele, aber es gibt dem Buch einen romanartigeren Eindruck. Und manchmal ist eine Nebenfigur, die in der einen Geschichte ganz freundlich geschildert wird, in der anderen eine Hauptfigur und da vielleicht dämonischer, und das führt zu einem komplexeren Bild. Die Verbindungsschläuche oder Tapetentüren zwischen den verschiedenen Reichen habe ich nicht von Beginn an eingeplant, sondern sie sind erst bei der Überarbeitung entstanden. Wenn mir zum Beispiel auffällt, dass in mehreren Texten eine Krankenschwester erwähnt wird, dann nenne ich sie probenhalber gleich. Und vielleicht ergibt das dann einen interessanten Effekt. Es ist also eher ein nachträgliches Schmücken.

Meine Frage ist ein wenig philosophisch: In Ihren Geschichten gibt es oftmals Figuren, die Dinge scheinbar ohne einen Grund tun, oder mit einer Art von Zwang im Hintergrund. Denken Sie, dass Menschen grundsätzlich Gründe für alles haben, was sie tun?

Nein, absolut nicht. Aber das Leben wäre auch nicht aushaltbar und nicht fortpflanzbar, wenn wir für alles Gründe hätten. Man stelle sich vor, man müsste erst den Grund dafür finden, weshalb man sein Kind gerne hat.



Oder man müsste erst einen wirklichen Grund für die Ernährung haben. Vieles ist instinktiv, ich bin da ein sehr starker Anhänger des Soziobiologen Edward O. Wilson. Die genetische Vorprogrammierung ist sehr stark, aber wir tun gut daran, es zugleich nicht überzubetonen und das Leben so zu leben, als wäre es nicht so, als wären wir freier.

Ich kenne viele Bücher, die so geschrieben sind, dass alle Menschen, die darin Dinge tun, immer einen Grund dafür haben, sodass wenige willkürliche Dinge passieren. Und ich habe auch das Gefühl, dass es deswegen so ist, weil der Autor oder die Autorin sich gedacht hat, dass es sonst nicht nachvollziehbar wäre. War es Ihnen jemals ein Anliegen, diese scheinbar willkürlichen Handlungen einfließen zu lassen, als Teil der Dinge, die passieren sollen und ja in der Realität auch irgendwie passieren?

Das ist eine sehr kluge Beobachtung, die auf eine der Paradoxien hinweist, die generell die Literatur bestimmen, nämlich der Eindruck von: »Ah ja, das ist realistisch«. Diese Wirklichkeit ist meistens das Resultat davon, dass man künstlich den Zufall verringert, wenn man sich als schreibender Mensch hinsetzt und etwas schreibt, das nicht dasselbe Maß an Chaos enthält wie der Alltag. Das normale Leben ist nicht so ritualisiert wie ein Besuch beim Arzt oder beim Friseur. Die Leute sprechen nicht alle über ein Thema, wie das zum Beispiel in Theaterstücken häufig der Fall ist. Wenn sie es dort nicht täten, würde man sagen, dass es nicht realistisch sei. Literatur ist oft ein Untertreiben: weniger Sprünge, weniger Gebrochenheit, weniger Chaos. Das ist kein Fehler, sondern das Spiel der Literatur. Gerade in Romanen geht es oft abgekartet kausal zu – richtig gespenstisch logisch. Das widerspricht vollkommen unserer tatsächlichen Alltagserfahrung. Und wäre es anders, würden wir uns auch wirklich sehr umzingelt vorkommen von den Dingen. Leute, die wirklich paranoide Schübe haben, denken so wie alle Menschen in Romanen, vollkommen geleitet von Logik, von Verbindungen. Sehr merkwürdig. Abgeschriebenes echtes Leben ist hingegen immer unlesbar. Andy Warhol hat einen Roman geschrieben, der *a* heißt. Er hat Leute aufgenommen und hinterher abtippen lassen, was sie sagten. Daraus ist ein vollkommen unlesbarer Roman entstanden. Er hat nicht die geringste Handlung, hat nicht einmal irgendein nachvollziehbares Thema. Für die Leute, die es tatsächlich erlebt haben, fühlt es sich aber gar nicht verloren oder unverständlich an. Es waren alltägliche, echte, wichtige Situationen. Mir fällt das erst jetzt auf und ich bin beeindruckt von der Beobachtung. Sie trifft mitten ins Herz einer tiefen Seltsamkeit, was Literatur angeht. Das ist nicht etwas, das man ausmerzen soll, nicht etwas, das man ablehnen soll, glaube ich. Aber es ist spannend, dass uns die Wiedererkennbarkeit unseres eigenen Lebens nur dann anspringt, wenn sie untertrieben wird, künstlich heruntergeschraubt und verändert.

*Welchen Rat würden Sie jungen Autor*innen geben?*

Mein wichtigster Rat zum Schreiben einer etwas längeren Geschichte ist, aufzuhören, kurz bevor es spannend wird. Man schreibt eine Szene und merkt, dass es nun aufregend wird, dass gleich etwas passieren wird, und dann hört man auf und lässt den Text bis zum nächsten Tag ruhen. Man geht schlafen und denkt sich: »Morgen darf ich am perfekten Punkt weiter schreiben.« Und dann arbeitet das Gehirn und freut sich. Und wenn man das oft genug macht, wird die Vorfriede verbunden mit dem Augenblick, sich etwas ausdenken. Und genau diese Verbindung im Gehirn ist die fruchtbare, wenn man das ein paar Monate lang so macht.

Ich habe das nicht selbst erfunden, sondern Leute, die viel geschrieben haben, haben das auch in Tagebüchern und Briefen beschrieben. Es funktioniert wie Magie. Also probiert das einmal aus, wenn ihr längere Texte schreiben möchtet.

Clemens J. Setz, *1982; Romane, Erzählungen, Essays, Gedichte, Theatertexte. Zuletzt u.a.: *Monde vor der Landung*. Roman (2023), *Das All im eigenen Fell*. Eine kurze Geschichte der Twitterpoesie (2024).

Dialog über den Trost runder Dinge

Kreativtext in Auseinandersetzung mit Clemens J. Setz' Erzählband *Der Trost runder Dinge*

Jana Zeiler (GRG 19, 8. Klasse, Wahlpflichtfach Deutsch bei Christa Mitterlehner)

(Seufzend) Alles fühlt sich so ... leer an. So sinnlos.

Sinn ist überbewertet. Schau mich an.

Du bist kein Mensch. Was weißt du schon vom Sinn?

Alles, was ich wissen muss. Sinn ist ein Sonnenbad auf einer Couch. Sinn ist ein zugeworfener Deckel einer Schachtel.

(Bitter lachend) Eine Schachtel soll mich trösten?

Nicht die Schachtel. Aber die Art, wie sie dich ablenkt. Wie sie dich zwingt, dich mit ihren Rändern zu beschäftigen. Ränder sind wichtig. Sie halten Dinge zusammen.

(Ängstlich) Du sprichst in Rätseln. Ich glaube die Ränder erdrücken mich.

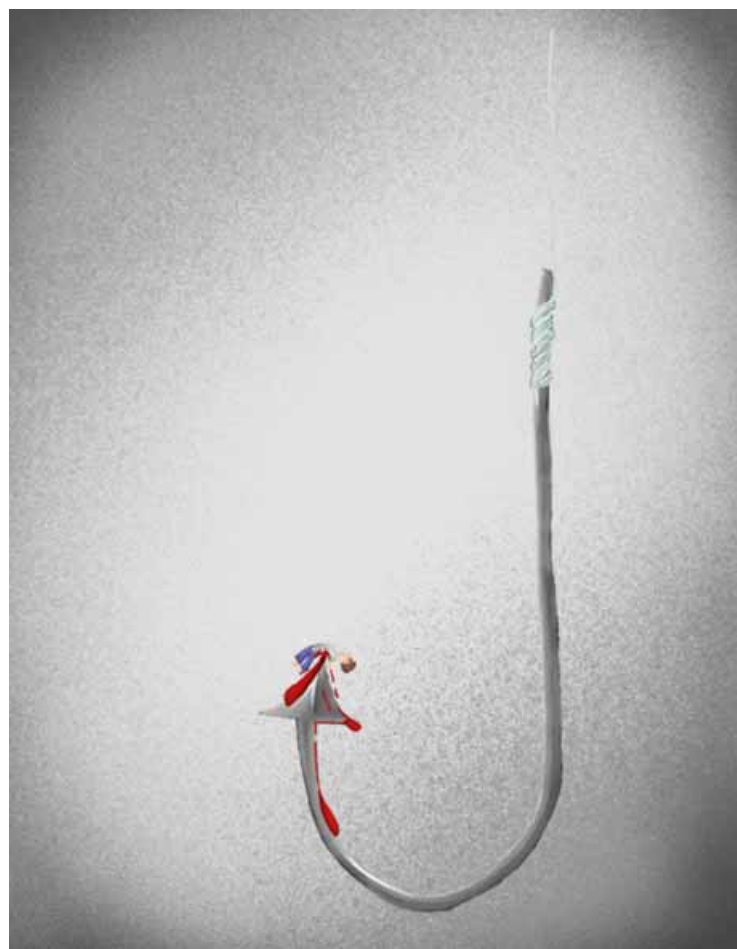
(Leise schnurrend) Trost ist ein Zustand. Keine Antwort. Wenn du die Ränder nicht magst, dann versuch doch einfach einmal aus der Schachtel herauszusteigen. Betrachte die Ränder von außen. Vielleicht kommen sie dir dann weniger furchteinflößend vor.

Wieso weißt du das alles, wenn du die meiste Zeit doch nur zusammengekauert auf diesem Kissen verbringst?

Ich bewache hier nur meinen Geist. Ihr Menschen denkt immer, ihr müsstet ihn suchen. Ihm hinterherrennen, ihn in Büchern finden oder in weit entfernten Gegenden. Dabei ist er doch genau hier. Vor euren Füßen, hinter euren Hals und Ohren und in eurem Herzen.

(Schließt die Augen) Vielleicht hast du Recht.

(Streckt ihre Pfoten und gähnt) Natürlich habe ich Recht. Aber denk nicht zu viel darüber nach. Das stört den Geist. Und wenn es immer noch nicht klappt, werde ich einfach dein Trost sein. Vertrau mir.





Am meisten glaube ich mir selbst, wenn ich etwas zumindest im Ansatz erlebt oder gefühlt habe ...

Gespräch zwischen Barbi Marković und Schüler*innen über den Erzählband *Minihorror* (Residenz Verlag, 2024)

Gab es einen speziellen Anlass für das Buch?

Ja, eigentlich sogar mehrere. Ich habe vorher ein anderes Buch geschrieben: *Die verschissene Zeit* (Residenz, 2021). Darin ging es um das Belgrad der 1990er Jahre. Die Rezeption war gut, aber immer wieder bekam ich zu hören, dass die beschriebenen Leute und ihre Kultur so anders seien, dass man sich in Österreich gar nicht mit ihnen identifizieren könne. Deshalb wollte ich ein Buch, das in Wien situiert ist, mit Figuren besetzen, die nicht so leicht in diese fremde Ecke geschoben werden können. Da sind mir Micky und Minnie eingefallen: Alle Kinder weltweit haben einen Micky in der Hand oder auf dem T-Shirt, auf dem Rucksack und so weiter. Minnie und Micky gehören allen.

Der zweite Grund war, dass ich nette Charaktere haben wollte. Ich mag einfach Charaktere, die Gutes wollen. Und solche habe ich jetzt auch.

Der dritte Grund war, dass ich Wien tatsächlich schon seit Jahren Micky-Maus-Stadt nenne, weil es relativ einfach ist, in ihr zu leben und zu überleben.

Was ist Ihre Lieblingsgeschichte im Buch?

Ich glaube, ich mag *Die Bestie* ganz gerne. Das ist die Erzählung, in der die Schriftstellerin die Journalistin ausfragt. Ich finde es schön, die Verhältnisse zu verkehren.

Ist das Bonusmaterial eine Ideensammlung für weitere Geschichten?

Eigentlich war das Bonusmaterial das erste, was es gab. Ich habe für ein Horrorfestival diese ganz kurzen Horrorgeschichten geschrieben und später wurde das Ausgangsmaterial dann zum Bonusmaterial.

Ist Barbi ein Künstlername?

Teils. Es war mein Spitzname als Kind. Laut meiner Mutter weil ich lange Beine und blonde Haare hatte. Ich hatte ihn dann aber viele Jahre abgelegt. Als ich mein erstes Buch schrieb – den Thomas-Bernhard-Remix *Ausgehen* (Suhrkamp, 2009) – wollte ich diese hochkulturelle Angelegenheit hinunter in die Subkultur ziehen. Bernhard war intellektuell und ich wollte das Gegenteil davon sein. Da hat der Name Barbi wieder gepasst.

Finden Sie persönlich in ihrem Buch Mini oder Miki sympathischer?*

Mini ist cooler. Miki ist insofern sympathisch, als dass er ein kompletter Loser und neurotisch ist. So betrachtet ist er in Kombination mit Mini auch ein Feminist. Aber Mini ist mir lieber.

Haben Sie Miki und Mini als Mäuse im Kopf oder als Menschen?

Das bleibt schimmernd, aber für mich sind es schon eher Mäuse. Zum Beispiel war es für mich extrem lustig, als ich geschrieben habe, dass Miki und Mini nackt am Strand liegen, weil niemand von uns weiß, wie sie nackt aussehen. Solche Sachen waren dann doch sehr unterhaltsam.

Warum haben Sie die Figuren im Buch nicht Barbie und Ken genannt?

Ich halte einiges an Selbstironie aus. Aber das wäre mir, glaube ich, zu viel gewesen. Schon bei Micky und Minnie dachte ich, dass man mich aus der Literatur hinauswerfen würde.

Waren Micky-Maus-Comics in Ihrer Kindheit populär?

Ja, Micky war groß. Überhaupt waren Comics bei uns nicht als Schund verpönt, sondern wurden sehr geschätzt. Micky war eine Vaterfigur für mich – ein harmonischer Typ, der es immer nett meint und hält, was er verspricht. Mit Donald Duck hatte ich ein Problem. Der ist eher ein unvernünftiger Choleriker, der immer Sachen macht, von denen man hofft, dass er sie nicht tut. Und das hat mich als Kind gestresst. So harmoniesüchtige Kinder wie ich sind wahrscheinlich selten. Ich kenne jedenfalls nicht viele Leute, die Micky mehr gemocht haben.

Sind einige Geschichten oder Figuren von Ihrem Alltag inspiriert?

Ja. Ich habe ja nur meinen Kopf. Und am meisten glaube ich mir selbst, wenn ich etwas zumindest im Ansatz erlebt oder gefühlt habe. Nicht alles habe ich tatsächlich erlebt. Sehr viel kommt aus meiner inneren Welt. Einige Dinge hat mir vielleicht jemand erzählt. Manchmal setzt sich eine Figur vielleicht zum Teil aus einer Freundin zusammen und zum Teil aus mir. Ich stecke auch in Miki, ebenso wie mein Freund. Ich mische alles zusammen, was ich kenne, und daraus mache ich die Geschichten.

Was ist für Sie die Faszination an der Kreuzung von Lustigem Taschenbuch und Horror?

Am Beginn stand die Idee, Horrorgeschichten zu schreiben. Denn in der Zeit nach Corona fiel mir auf, dass sehr viel Angst in der Gesellschaft war und dass diese zu Spaltungen zwischen Menschen führte. Das nahm ich als Zeichen, dass Horror gerade ein wichtiges Thema ist. Als ich mit den Arbeiten am Buch begann, fehlte mir dann ein Element, das die kurzen Geschichten verbindet. Kurzgeschichten allein waren mir als Konzept zu lose. Auch dachte ich, dass reine Horrorgeschichten zu düster wären. Als ich dann Mini und Miki in die Texte einfügte, sind lustige Bilder entstanden.

Bei Horrorfilmen ist es oft so, dass sie in einer harmlosen Alltagsszenerie beginnen ...

Stimmt genau. Diese Idylle ist wirklich wichtig bei Horrorfilmen. Und das ist zum Teil auch der Grund, warum ich Horror als Genre mag. Ich mag diesen Anfang, wenn noch alles toll ist. Und wenn es dann kippt, habe ich die Idylle zumindest vorher auch schon bekommen.

Glauben Sie, dass der wahre Horror im Alltag steckt?

Das auch, ja. Man schaut sich eine Kaffeetasse an und darin sind irgendwelche schrecklichen Insekten. Da hat man sicher schon eines geschluckt, oder nicht?

Warum haben Sie angefangen, zu schreiben?

Ich habe ganz früh damit begonnen. Ich hatte Pollenallergie und bin im Frühling viel zu Hause gesessen. Während andere Leute draußen waren, habe ich mich mit Büchern umgeben.

Auch in der Schule habe ich bemerkt, dass das total mein Ding ist. Etwas zu schreiben, war die einzige Art, mich sichtbar zu machen in der Welt. Plötzlich waren alle interessiert an meinen Geschichten. Ich habe zwar nicht geglaubt, dass daraus ein Beruf wird, aber ich habe immer ein bisschen geschrieben.

Im Mai kommt Ihre Stefan-Zweig-Poetikvorlesung Stehlen, Schimpfen, Spielen im Rowohlt-Verlag heraus. Was haben diese Begriffe mit Ihrem poetischen Programm zu tun?

Stehlen, Schimpfen und Spielen sind tatsächlich Mechanismen, die ich beim Schreiben häufig anwende. Zum Stehlen: Ich nehme gerne anderer Leute Texte als Sprungbrett, um meine eigene Geschichte zu erzählen. Mein erstes Buch war ein ziemlicher Diebstahl und das wurde mir auch zum Problem. Das war zu einer Zeit, als die Creative Commons gerade erst entstanden und das Thema des Copyrights viel debattiert wurde. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich in meinen Texten zu diesem Thema, dieser Grenze



irgendwie verhalten müsste. Ich finde, Literatur sollte überraschen und auch Dinge machen, die man nicht darf. Deshalb habe ich *Gehen* (1971) – diese Geschichte von Thomas Bernhard – genommen und geremixt. In ihr gehen drei Männer hin und her und reden über die Welt. Bei mir sind es drei Clubberinnen, die sich in Belgrad im Kreis drehen und alles genauso schlimm finden wie Thomas Bernhards Figuren. Ich arbeitete damals in einem Belgrader Verlag und schrieb Suhrkamp an, weil wir das Buch veröffentlichen wollten. Sie waren dagegen. Ich meinte darauf, dass ich nur 25 Jahre alt sei und das Buch nur in Belgrad herauskäme. Schließlich durften wir 500 Exemplare drucken. Es durfte aber nicht übersetzt werden und es hieß, »die Autorin solle sich in Zukunft von solchen Projekten fernhalten«. Später ist das Buch dann doch ins Deutsche übersetzt worden und kam sogar bei Suhrkamp heraus. So begann meine Autorinnen-Karriere. Seitdem stehle ich ein bisschen weniger auffällig. Aber wenn eine Form für mich Sinn macht, möchte ich sie ausprobieren und schauen, wohin sie mich führt. Das ist wirklich ein guter Tipp. Man lernt dabei sehr viel!

Dann das Schimpfen: Das kommt aus dem Buch *Die verschissene Zeit*, das die Kriegszeit in Exjugoslawien zum Thema hatte. In dieser Zeit brach überall Gewalt aus – auch in der Sprache. Um das plastisch darzustellen, musste ich also eine gewalttätige, schimpfende Sprache verwenden und zu einer Art Poesie erheben. Was ich dabei realisiert habe, ist, dass unser Material als Autor*innen die ganze Sprache ist und Schimpfwörter ebenfalls dazu gehören.

Das Spielen ist mir auch wichtig: Beim Spielen gibt es immer Regeln. Bevor ich mit dem Schreiben beginne, überlege ich mir, welche Form zum Thema sinnvoll wäre und auch welche Regeln ich mir selbst auferlege, um diese Form zu erreichen.

*Im Appendix des Buches gibt es auch ein Spiel und eine Kurzgeschichte von zwei anderen Autor*innen. Wie ist es zu diesen Gastbeiträgen gekommen?*

Als Bonusmaterial zu *Die verschissene Zeit* hat Thomas Brandstetter bereits ein Rollenspiel mit mir gemacht und es ergab sich, dass er auch dieses Mal etwas beitragen wollte.

Da ist mir eingefallen, dass in *Lustigen Taschenbüchern* auch immer Bonusmaterial existiert, bei dem man zum Beispiel ein Spiel oder ein Labyrinth lösen soll. Also passte es perfekt und ich nahm zusätzlich noch die Geschichte von Mercedes Kornberger über den Horror des Kleinseins auf.

* Barbi Marković verwendet in ihrem Erzählband die serbische Schreibweise der Cartoon-Figuren.

Barbi Marković, *1980 in Belgrad. Hörspiele, Theaterstücke, Prosa. Zuletzt: *Piksi-Buch* (2024), *Stehlen, Schimpfen, Spielen* (2025).

E-Mails

Kreativtext in Auseinandersetzung mit Barbi Markovićs Erzählband *Minihorror*

Anna Wallnig (GRG 19, 6. Klasse, Wahlpflichtfach Deutsch bei Christa Mitterlehner)

Mini hasst E-Mails. Sie schreibt sie nicht gerne. Noch weniger mag sie es, welche lesen oder gar beantworten zu müssen. Oft stapeln sich die digitalen Nachrichten wie der Bioabfall in dem längst vergessenen Kompost im Hinterhof. Im Endeffekt führen entweder die Schuldgefühle von Mini oder die durchgehenden Erinnerungen von Miki dazu, dass sie die Nachrichtenleichen doch noch befreit und eine Rückmeldung schickt.

Nun, nicht so in dieser Geschichte. Doch auch hier hat sich wieder ein beträchtlicher Berg an Mails angesammelt. Werbung, Geld-Scams, Pyramidenspiele und Todesanzeigen lassen sich in Minis Postfach finden. Inzwischen haben die Nachrichten selbst begonnen, sich nach Datum zu ordnen. 2013 und 2025 sind keine sonderlich kompatiblen Altersgruppen.

Mini stört das alles nicht, zumindest sagt sie sich das selbst, während sie gekonnt alle Schuldgefühle mit einem »Ich kümmere mich bestimmt später darum« vertröstet. Noch ist sie optimistisch, dass der Motivationsschub bald kommt. Aber mit jedem verstrichenen Tag, an dem sie ihre Mailbox weiterhin ignoriert, steigt Minis Angst. Ihre Motivation aber nicht. Sogar Mikis »Setz dich doch einfach dran« hilft ihr kein Stück.

Der Berg wächst und beginnt zu verrotten. Ein fauler Gestank, der jeden Tag noch ätzender wird, geht stetig von ihrem Laptop aus. Kleine Maden und Würmer kriechen in ihrem Display und aus der Tastatur tritt bei jedem Tastendruck eine grau-braune, schlecht riechende Flüssigkeit aus. Trotzdem hat Mini noch kein einziges E-Mail beantwortet. Jetzt beginnen die Kriechvieher auch noch zu flüstern. Ständig. Ohne Pause: »Kümmere dich um deine Mails. Sie wollen in den Himmel.«

Auch Miki macht sich jetzt Sorgen. Mini wirkt noch gestresster als sonst, obwohl er nicht gedacht hätte, dass das geht, und seine hochgiftigen Reinigungsmittel verschwinden aus irgendeinem Grund zehn Mal so schnell wie sonst. Mini hingegen arbeitet mit aller Kraft gegen alles außer gegen das Problem. Sie trägt durchgehend Ohropax, um die Stimmen nicht zu hören, und trinkt ihren Computer täglich in Mikis Putzchemikalien. Aber vergeblich. Sie glaubt, dass eine Made inzwischen in ihrem Gehirn ist, da sie trotz dreifachen Ohropax ständig die Stimme hört. Der Geruch wird auch immer schlimmer und Mini möchte als letzten Versuch einen Kammerjäger engagieren. Der junge Mann, wahrscheinlich gerade mit der Ausbildung fertig, wirkt heillos überfordert und rät Mini, sich einfach ein neues Gerät zu besorgen, bevor er sich mit seinem überbeurten Stundenlohn vom Acker macht.

Nun ist Mini am Ende ihrer Kräfte angekommen und beschließt, Selbstversorgerin in den Alpen zu werden. Verbindung mit der Natur statt dem Netz, hat die Broschüre gesagt. Sie verabschiedet sich von Miki und zieht los, um sich mit ihrer neuen Maden-Freundin, die sie Maggy genannt hat, weit ab von aller modernen Technologie auf den Großglockner abzusetzen.

Ab 15.9. im Programm der Alten Schmiede:

LESUNGEN

u. a. von Peter Waterhouse, Ilse Kilic, Birgit Kempker, Erwin Einzinger, Waltraud Haas, Yannic Han Biao Federer mit Birgit Birnbacher, Milena Michiko Flašar

KONZERTE

u. a. von Trio Dobona, Werner Dafeldecker und Simon James Phillips, Julian Woods Trio, Porträtkonzert anlässlich des 50. Geburtstags von Gerald Resch

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen der Alten Schmiede.
Programmdetails ab Mitte August unter www.alte-schmiede.at.

Alte Schmiede Kunstverein Wien, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, T +43 1 512 83 29 | alte-schmiede.at
Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede.

Stadt Wien Kultur

Impressum: *Der Hammer* – Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 135/2025 | Redaktion: Lena Brandauer, Walter Famler, Johanna Öttl, Annalena Stabauer | Koordination: Petra Klien | Alle: Schönlaterngasse 9, 1010 Wien; T +43 1 512 83 29; e-mail: petra.klien@alte-schmiede.at | *Der Hammer* 135 erscheint als Beilage zum *Augustin* Nummer 624, 2. Juli 2025 | Grafische Gestaltung: fuhrer, 1020 Wien